

SCHULE & BILDUNG

Ein Themenspezial zum Schulstart und zur Wissensvermittlung in Museen

SONNABEND, 7. AUGUST 2021 / NR. 24 618

TAGESSPIEGEL

SEITE 27



Wir sind wieder da. Mehr als 330 000 Berliner Schülerinnen und Schüler starten jetzt ins Schuljahr 2021/22. Nach den Sommerferien gilt Präsenzpflicht. Das wirft viele Fragen, nur eines steht fest: Leicht wird der Schulbeginn im Corona-Modus nicht.

Foto: Getty Images

Sie schaffen das schon, oder?

Am Montag geht in Berlin die Schule wieder los. Noch immer ist Pandemie, noch immer sind Sorge und Ratlosigkeit groß. Politik, Familien und Lehrkräfte ringen um den richtigen Weg, damit gutes Lernen möglich bleibt. Vier Betroffene erzählen

Die Urlaubssaison ist vorbei. Nach sechs Wochen ohne Tests und digitales Lernen strömen ab Montag zehntausende Berliner Schülerinnen und Schüler wieder in die Klassenzimmer. Trotz Pandemie gilt Präsenzpflicht im Unterricht. Viele blicken mit großer Sorge auf das neue Schuljahr im Corona-Modus. Nicht alle Klassenräume sind mit Luftfiltern ausgestattet, nicht alle Kinder und Jugendliche geimpft. Hinzu kommt der eklatante Lehrermangel: In Berlin haben rund 700 ausgebildete Lehrkräfte zum Sommer gekündigt. „Die wichtigsten Akteure sind und bleiben die Lehrerinnen und Lehrer. Die sind so knapp wie Goldstaub“, sagte kürzlich die Vorsitzende des Interessenverbands Berliner Schulleitungen (IBS), Astrid-Sabine Busse. Kann das gutgehen? Wir haben vier Betroffene gefragt, was ihre Zweifel sind und worauf sie hoffen.

aber unsere Kinder haben das gut gemacht und sind geschmeidig durchgesegelt. Aber das geht nicht allen so. Für die Kinder war es schwierig, ihre Freunde nicht sehen zu können. Es gab auch Erstklässler, die in ihrem Klassenverband nicht richtig Fuß fassen konnten und nicht ordentlich Lesen und Schreiben gelernt haben. Auch für die Neuen habe ich die Sorge, dass ihnen Einschulung durch den nächsten Lockdown verhaselt wird.

— Nicole Klauf, Mutter von zwei Kindern in der vierten und sechsten Klasse und Mitglied im Berliner Elternausschuss

HAMBURGER MODELL FÜR SCHÜLER

„Die kommende Schulzeit wird schwierig, weil viele Kinder anderthalb Jahre lang keine Struktur mehr hatten. Sie sind es nicht gewöhnt, regelmäßig früh aufzustehen – nach sechs Wochen Ferien sowieso nicht. Doch auch vorher haben sie nicht sechs Stunden am Stück in der Schule gesessen, auch wenn mal wieder Präsenzunterricht war. Viele werden Probleme haben, wenn sie in den regulären Unterricht kommen. Für sie beginnt ein ganz neuer Lebensabschnitt.“

Wenn wir als Erwachsene lange krank waren, können wir uns nach Art des Hamburger Modells langsam wieder an den Arbeitsplatz gewöhnen. Das wäre auch für Kinder die beste Möglichkeit: In der ersten Woche starten sie um halb zehn und haben vier Stunden Unterricht, in der nächsten Woche fünf und in der dritten Woche sechs Stunden. Bei Kindern sagt man: Die schaffen das schon. Aber manche hatten in ihrem bisherigen Leben kaum Schule. Ihnen fehlt es an allem.

Wichtig wären zusätzliche Unterstützungsangebote für Kinder, die im Homeschooling nicht gefördert werden konnten. Sie sind noch viel abgehängter als jemals zuvor. Damit sie den Anschluss finden, müsste man mit zusätzlichen Pädagogen versuchen, die Schulen zu unterstützen. Der Klassenlehrer kann das nicht schaffen. Er orientiert sich am Durchschnitt, das heißt, die Starken und die Schwachen bleiben auf der Strecke.

Ich denke schon, dass wir mit der Angst leben müssen, dass der Präsenzunterricht wieder eingestampft wird, weil die Delta-Variante um sich greift und die Zahlen wieder hochgehen. Aber wenn wir uns Schweden als Beispiel angucken: Dort war nie eine Schule geschlossen. Die Kinder werden alle zwei Tage getestet und sitzen mit Maske im Unterricht. Es hat Folgen, den Kindern ihre sozialen Kontakte zu nehmen.

Manche haben 20 Kilo zugenommen, weil sie sich nicht mehr bewegt haben. Diejenigen, die isoliert sind und bei denen die häusliche Gewalt ansteigt, brauchen besonders dringend Halt. Deshalb ist Präsenzunterricht die richtige Variante.

— Bernd Siggelkow, Gründer und Vorstand der Arche, Kinderstiftung Christliches Kinder- und Jugendwerk

HOFFNUNG AUF EINE HALBWEGS NORMALE SCHULZEIT

„Werden wir das ganze Jahr zur Schule gehen? Gibt es wieder Wechselunterricht? Oder wird die Schule irgendwann wieder schließen? Das sind Fragen, die man sich jetzt stellt. Aber natürlich hat man auch die Hoffnung, wieder eine halbwegs normale Zeit zu haben.“

Eine wichtige Frage ist auch, ob es sicher ist, zur Schule zu gehen? Ich bin schon vollständig geimpft, meine Familie auch. Deswegen mache ich mir persönlich nicht mehr so viele Sorgen. Aber für Menschen, die das nicht möchten oder nicht können, haben es schwerer.

Nächstes Jahr mache ich Abitur. Ich fände es sehr schwierig, wenn es direkt vor den Prüfungen wieder einen kompletten Lockdown gäbe, sodass man nicht zur Schule gehen und auch nicht zusammen lernen kann. Auch die Vorstellung, dass fünfstündige Klausuren wieder mit Maske geschrieben werden müssen, ist unangenehm. Von meinen Bekannten aus dem vergangenen Abiturjahrgang hatten viele vor den Prüfungen große Sorgen, weil vieles unklar war. Jetzt haben wir erstmal wieder Unterricht in kompletten Kursen. Weiterhin gibt es Maskenpflicht, Testpflicht und auf dem Schulhof auch Abstandsregelungen.

Was ich im vergangenen Jahr schwierig fand, war, dass alle möglichen Fahrten, auch die Abschlussfahrten, nicht stattfinden konnten. So ist der soziale Aspekt an der Schule komplett weggefallen. Ich selbst habe zu Hause zwar besser gelernt als in der Schule. Mein Problem war eher, dass der Kontakt zu den Mitschüler:innen gefehlt hat. In meiner Gruppe im Wechselunterricht war eigentlich niemand, mit dem ich vorher schon etwas zu tun hatte. Dadurch ist das ganze Sozialleben zusammengebrochen. Als ich meine Schulfreund:innen wiedergesehen haben, war das zunächst ein bisschen komisch. Vor den Ferien hatten wir ja auch nur ungefähr zweieinhalb Wochen Unterricht gemeinsam. Die Leute, die zusammen in einer Gruppe waren, sind natürlich enger zusammenge-

wachsen. Da war es schwierig, den vollen Kontakt aufzubauen. Hoffentlich wird es jetzt anders.

— Anna Kirchhoff, 16 Jahre, Gustav-Heinemann-Oberschule in Marienfelde

MEHR GELASSENHEIT FÜRS NEUE JAHR

„Ich hoffe, mit mehr Gelassenheit ins neue Schuljahr zu gehen. Schließlich haben wir die Dinge nicht in der Hand. Wir bekommen als Schule Vorgaben von der Senatsverwaltung. Die Erfahrung zeigt: Wir können als Lehrkräfte nichts tun. Wenn wir protestieren, nimmt uns das die Energie zu gestalten.“

Ich denke, es ist politisch gewollt, dass die Schulen nach Möglichkeit offengehalten werden – unabhängig davon, wie sich die Inzidenzen entwickeln. Ich habe das Gefühl, dass man Jugendlichen in dieser Krise nicht noch mehr Nachteile zumuten will. Die Senatsverwaltung hat angekündigt, dass wir mit Tests Wissenslücken erfassen und daraufhin Schüler gezielt unterstützen sollen. Wie das geschehen soll, liegt in der Eigenverantwortung der Schule. Eine weitere Herausforderung sind die Coronatests, die wir anfangs dreimal in der Woche durchführen sollen. Das nimmt viele Ressourcen in Anspruch: Wenn man testet, kann man keinen Unterricht machen.

Die Eltern wünschen sich eher eine Stärkung der Klassengemeinschaft und der sozialen Bindungen. Vor den Ferien gab es schon eine Woche, in der der reguläre Unterricht ausgesetzt wurde und wir Ausflüge gemacht haben.

Was mich persönlich am meisten aufregen würde, wäre, wenn es wieder zu so kurzfristigen Entscheidungen kommt. Oft mussten wir im vergangenen Jahr bis Freitagabend warten, um zu erfahren, wie es weiterläuft, um die Eltern informieren zu können. Bei einem System wie Schule, wo mit vielen Akteuren kommuniziert werden muss, sind Planungssicherheit und Nachvollziehbarkeit von Entscheidungen wichtig. Ich glaube zwar, dass es keinen Masterplan gibt. Wünschen würde ich mir aber längerfristige Prognosen. Die Strukturen für den Online-Unterricht sind jetzt vorhanden. Trotzdem hat Präsenzunterricht für die pädagogische Arbeit und für die Bindung zu den Kindern eine andere Qualität. Um den Stoff mache ich mir persönlich nicht so große Sorgen. Bestimmt gibt es Lücken. Aber ich denke, dass man das wieder auffangen kann.

— Kathrin Nowak, Lehrerin für Biologie und Chemie am Albrecht-Dürer-Gymnasium in Neukölln
PROTOKOLLE: INGA DREYER

SEHNEN AUGEN IN DEN NÄCHSTEN LOCKDOWN

„Ich habe das Gefühl, dass so getan wird, als sei Corona weg. Die Fallzahlen gehen hoch, aber unsere Senatsverwaltung sagt: normaler Unterricht. Ich habe Sorge, dass wir sehenden Auges in einen neuen Lockdown steuern. Persönlich bin ich nicht so ängstlich, ich bin geimpft, aber unsere Kinder sind es nicht. Sie gehen in die vierte und sechste Klasse an der Fläming-Grundschule in Friedenau. Bei der letzten Sitzung des Berliner Elternausschusses hatte ich den Eindruck, dass die Stimmung unter den Elternvertretern sehr gemischt ist. Viele haben den Wunsch, dass es normal weitergeht. Richtig machen es die Schulleitungen natürlich nie. Ich möchte auch nicht in deren Haut stecken. Aber ich denke, ein bisschen Achtsamkeit ist möglich. Schulen könnten zum Beispiel Gremiensitzungen online durchführen.“

Meine Kinder sind an einer inklusiven Schwerpunktschule und einige Schüler haben Vorerkrankungen. Ich würde mir wünschen, dass auch für sie Sorge getragen wird. Und, dass die Schulen gerüstet sind. Bei uns sind bisher keine der angekündigten Luftfilter angekommen, also bleibt es wohl bei vier Filtern für 600 Schüler und 45 Lehrkräfte. Der einzige Schutz sind Maske und Lüften. Andere Bundesländer sind weiter: Hamburg setzt die Präsenzpflicht bis zu den Herbstferien aus. In Berlin scheint man sich zu sagen: „Das wird schon irgendwie.“

Viele Eltern sind belastet und möchten, dass ihre Kinder zur Schule gehen. Wir auch, aber nicht um jeden Preis. Mein Mann und ich sind selbstständig. In den Lockdowns hatten wir weniger Aufträge und mehr Zeit. Wir sind sicher nicht die tollsten Lehrer,

EDITORIAL

Bildung unter Druck

Das Schul- und Bildungssystem in Deutschland ist nicht nur in die Jahre gekommen, es ist schon schon lange massiv unter Druck. Die Pandemie hat die Probleme fokussiert, offengelegt und die natürliche Ressource „Bildung“ gnadenlos auf den Prüfstand gestellt. Ein chronisch unterfinanziertes Schulsystem, das in der föderalen Struktur an Grenzen stößt, ein im internationalen Vergleich geradezu absurder Rückstand bei der Digitalisierung und ein akuter Mangel an qualifizierten Lehrkräften machen den Bildungscocktail für Schüler:innen, Familien und engagierte Lehrkräfte in der Hauptstadt aktuell kaum genießbar.

In dieser Beilage haben wir subjektive Meinungen von Betroffenen eingeholt und mit einer Psychologin gesprochen. Ein Comic, der freundlicherweise vom Kinder- und Jugendbuchverlag Carlsen erstellt wurde, thematisiert die Herausforderungen des Wechsels auf eine weiterführende Schule. Aber Bildung ist natürlich nicht nur Schulbildung. In vielen Bereichen müssen Didaktik und Pädagogik den Zukunftsthemen angepasst werden. Nehmen wir zum Beispiel die Berliner Museumslandschaft: Hier kommt das Projekt Lab Bode auf die Zielgerade, das sich, unter anderem initiiert von der Kulturstiftung des Bundes, fünf Jahre mit Vermittlungsarbeit an Kinder und Jugendliche beschäftigt hat. Wir ziehen ein Fazit.

ANDREAS MÜHL

INHALT

NEUE ERFAHRUNG	28–29
Fünf Jahre lang konnte man das Bode-Museum mal ganz anders erleben.	
ACHTSAMER SCHULE	30
Ein Wechsel in die Sekundarstufe über Kinderängste & mentale Gesundheit.	
SCHWIERIGER NEUSTART	30
Ein Wechsel in die Sekundarstufe kann einschüchternd sein. Ein Comic	

SCHULE & BILDUNG:
Ein Themenspezial des Tagesspiegels.
Redaktion: Andreas Mühl (Ltg.),
Udo Badelt, Aleksandra Lebedowicz.
Anzeigen: Tatjana Polon.
Verlag Der Tagesspiegel, Postanschrift:
Askanischer Platz 3, 10963 Berlin.
Telefon: 030/29021-0

NEUE ERFAHRUNG Fünf Jahre lang haben junge Menschen ein Berliner Museum mal ganz anders erlebt



Wofür setze ich mich ein? Performance von Schülern und Schülerinnen der Athene-Grundschule, mit der 2019 der Workshop „Haltung zeigen“ abgeschlossen wurde.

Foto: Juliane Erich

Ein Haus für alle

In Berlin hat das Projekt Lab Bode fünf Jahre nach anderen Wegen der Wissensvermittlung gesucht und dabei Fragen neu gestellt, die die Museumspädagogik schon seit dem 19. Jahrhundert umtreiben

VON UDO BADELT

Ein gern verwendetes Synonym für Museum ist „Musentempel“. Und es handelt sich ja tatsächlich oft um Gebäude, deren Architektur an griechisch-römischen Vorbildern orientiert ist, wie Schinkels Altes Museum in Berlin. Trotzdem: Der Begriff „Musentempel“ gehört eine Weile lang in den Giftschrank der Sprache. Nicht nur, weil er übernutzt ist. Sondern auch, weil er inzwischen sehr antiquierte Vorstellung von Museen vermittelt: als hehre Stätten, in denen quasi gottgegebenes Wissen hierarchisch von oben nach unten transportiert wird, nach der Maxime: Friss oder stirb. Museumsexperten wissen: Wer heute noch so handelt, wird früher oder später ganz alleine in seinem Musentempel umherirren.

Deswegen treibt Fachleute immer die Frage um, wie sie möglichst viele, im Idealfall junge Menschen für ihre Häuser interessieren können. Im Herbst 2021 findet eines der in dieser Hinsicht ambitioniertesten Projekte der vergangenen Jahrzehnte seinen Abschluss: Lab Bode am Bode-Museum hat fünf Jahre länger mit neun Berliner Partnerschulen sowie mit Volontärinnen und Volontären von 23 Partnermuseen zusammengearbeitet, um neue Impulse und Strategien in der Museumspädagogik zu entwickeln und auszurollen. Insgesamt rund 5000 Berliner Schüler und Schülerinnen waren involviert, konnten eigene Projekte entwickeln und vor allem: diese auch präsentieren. Initiiert wurde Lab Bode von Julien Chapuis, dem Direktor der Skulpturensamm-

lung, und von Heike Kropff, Leiterin der Abteilung Bildung und Vermittlung der Staatlichen Museen zu Berlin.

Beim Begriff „Museumspädagogik“ allerdings würde Matthias Hamann die Augenbrauen hochziehen. Der Bundesverband, als dessen stellvertretender Vorsitzender der Kölner fungiert, trägt dieses Wort zwar im Namen. Doch inhaltlich sei es nicht mehr gerechtfertigt, finde gerade ein Wandel statt: „Die Fokussierung allein auf Kinder, wie sie im Begriff der ‚Pädagogik‘ steckt, ist nicht mehr zeitgemäß“, sagt Hamann. Vermittlungsarbeit müsse heute Menschen aller Altersstufen ansprechen und sie auch in späteren Lebensphasen noch erreichen. Die ganze Blickrichtung habe sich umgekehrt: Statt Top-Down-Vermittlung eines Wissenskanons sind heute Begriffe wie Partizipation und Teilhabe essentiell. „Die entscheidende Frage lautet: Wie kriege ich die Museumswelt mit der Lebenswirklichkeit der Besucher und Besucherinnen zusammen?“, erklärt Hamann.

Ganz so neu, wie es klingt, ist das nicht: Schon seit dem späten 19. Jahrhundert machen sich Museumsfachleute Gedanken über diese Fragen. Nach dem katastrophalen Geschichtsbruch der Nazi-Herrschaft folgten allerdings in dieser Hinsicht zwei verlorene Jahrzehnte: „Erst ab den 70er

Jahren erkannten Pioniere wie Hilmar Hoffmann in Frankfurt oder Hermann Glaser in Nürnberg wieder die Notwendigkeit kultureller Vermittlungsarbeit“, erzählt Hamann. Die Entwicklung in den USA oder Großbritannien allerdings war zu diesem Zeitpunkt schon viel weiter.

„Kultur für alle“ war die Forderung. Die heute nicht mehr ganz das Gleiche wie zu Glasers Zeiten bedeutet: Statt „Kultur muss für alle da sein“ ist heute darunter eher „Kultur muss für jeden etwas bieten“ zu verstehen. Audience Development heißt das Stichwort: Die Einrichtungen müssen sich ihr Publikum selbst schaffen. Hintergrund ist natürlich die Erosion des klassischen Bildungsbürgertums, die von der Schule nicht aufgefangen werden kann. Wenn weder dort noch in den Familien Grundlagen vermittelt werden, muss die Ansprache eine andere sein, bringt es nichts, von „Patina“ zu reden, wenn niemand weiß, was das ist. Für Matthias Hamann ist die Entwicklung allerdings nicht nur nach unten gerichtet: „Die Schicht der Bevölkerung, die vor 100 Jahren ins Museum gegangen ist, war sehr schmal, heute reden wir über eine völlig andere Breite.“

In diesem Kontext fällt sein Fazit von Lab Bode positiv aus: „Ich befürchtete erst, dass es sehr berlinzentriert sein würde, aber das hat sich nicht bewahrheitet. Vor allem durch das Volontärsprogramm wirkt es in der Fläche.“ Auch die lange Projektlaufzeit von fünf Jahren, die eine große Nachhaltigkeit ermöglichte, sei etwas wirklich Neues gewesen. „Insgesamt hat Lab Bode die Vermittlungsarbeit der Museen stark beschleunigt.“

Dass trotzdem noch dicke Bretter zu bohren sind, weiß Christine Gerbich. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin am Centre for Anthropological Research on Museums and Heritage der Humboldt-Universität hat Lab Bode ebenfalls fünf Jahre lang beobachtet und begleitet. Zwar bilanziert sie viel Positives, „vor allem hat Lab Bode wichtige internationale Impulse zur Demokratisierung von Museen gut in den deutschen Kontext übersetzt. Der Fokus von Christine Gerbich lag allerdings weniger auf den Schülern oder Volontärinnen, sondern darauf, wie sich durch das Projekt bestehende Strukturen und Arbeitsweisen im Museum selbst verändern – „In-reach“ ist der Fachbegriff dafür.

Und da hat sie Widerstände und Irritationen beobachtet, wie sie häufig auftreten, wenn eingespielte Prozesse mit Neuem konfrontiert werden. „So ein Projekt stellt die Deutungshoheit von Museen in Frage“, sagt sie. „Und es verändert die Sichtweise auf diejenigen, die ins Museum kommen. Sie werden nicht mehr als laienhafte Besucher:innen, sondern als aktive Nutzer:innen angesehen, die unerwartete und manchmal auch unbequeme Fragen an die Sammlungen stellen.“ Gerade deshalb sei es sinnvoll, dass das Personal, vor allem auch die Kuratorinnen und Kuratoren, weiter geschult werden – was mit dem Ende von Lab Bode aber nicht mehr geschieht, Christine Gerbich findet das schade. Denn von den Fragen, die Nutzer und Nutzerinnen an das Museum und an die Objekte haben, könnte auch die Wissenschaft – und damit wir alle – in Zukunft profitieren.

„Jugendliche brauchen ein positives Erlebnis“

Mitarbeiterin Andrea Günther berichtet von ihren Erfahrungen mit dem Projekt

Frau Günther, mit welchem Ziel ging Lab Bode vor fünf Jahren an den Start?

Es ging darum, Museen zu verändern, sie zu attraktiveren Orten zu machen. Zu Stätten, an denen gesellschaftlich relevante Themen angeboten werden, die für junge Menschen relevant sind.

Welche Rolle spielt dabei der Selbsterhaltungstrieb der Museen, die Angst vor Bedeutungs- oder Relevanzverlust in der nächsten Generation?

Laut Besucheranalysen kommen im Wesentlichen zwei Gruppen zu uns: sehr viel touristisches Publikum und ältere Besucher:innen. Das Problem ist, dass die Stadtbevölkerung Berlins kaum auf der Museumsinsel vertreten ist. Die schwerste Zielgruppe für alle Kulturreichtungen sind dabei die 15- bis 25-Jährigen. Die kommen nicht von alleine, ohne spezifische Programme. Die Strategie von Lab Bode war: Man muss sie in den Schulen abholen und dazu ein Erstinteresse schaffen, das mit einem extrem positiven Erlebnis verbunden ist. Vor Entwicklung eines Programms muss man aber erstmal die Interessen dieser Gruppe abfragen. Unsere Programme waren nie Standard, wir haben in Zusammenarbeit mit den Partnerschulen bedarfsorientierte Projektwochen entwickelt.

Welche Resonanz haben sie von den Schülern und Schülerinnen bekommen?

Unterschiedlich, aber generell positiv. Dabei haben auch die Museumspässe eine wichtige Rolle gespielt. Damit konnten sie fünf Erwachsene ihrer Wahl kostenlos mit ins Museum nehmen und zeigen, was sie gemacht haben. Repräsentation trägt zu positiver Bindung bei. Die Grundstimmung ist im Laufe der Zeit immer besser geworden. Am Anfang hieß es: „Hm, jetzt müssen wir da eine ganze Woche hin.“ Später: „Jetzt kenne ich mich aus, habe hier einen Platz, ich komm nochmal.“ Mit professioneller Hilfe einen eigenen kreativen Ausdruck finden, in einer Qualität, auf die man stolz sein kann – das hat totalen Effekt gehabt. Die Schüler:innen waren zufrieden mit ihrer Arbeit, wollten sie zeigen, haben dabei das Museum kennengelernt.



Andrea Günther ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Bildung und Vermittlung der Staatlichen Museen zu Berlin.

Existieren ähnliche Projekte, von denen sich Lab Bode hat inspirieren lassen?

Ja, vor allem im angelsächsischen Raum. Britische Museen machen viel Outreach-Arbeit. Tate Exchange hat Expert:innen eingeladen, um von Erfahrungen zu berichten und Diskurse anzustoßen. Wie funktionieren Jugendgremien, die Entscheidungsgewalt, Budget, Mitbestimmung haben? Wie schafft man die Anbindung an Museen? Da sind uns Amerika und Großbritannien 10 bis 15 Jahre voraus. Die Museumslandschaft in Deutschland bildet bisher die Diversität der Gesellschaft nur unzureichend ab.

Gab es in den vergangenen fünf Jahren auch Dinge, die nicht rund liefen?

Eine der größten Herausforderungen war, Multiperspektivität in den Rundgang einzubringen – also Objekte der Schüler:innen gleichwertig mit den Skulpturen auszustellen. Schüler:innen büsten mitten in der Basilika zu zeigen wäre vor fünf Jahren nicht möglich gewesen. Dazu hat es viel Auseinandersetzung gebraucht. Eine weitere Herausforderung: Bewegung und Lautstärke. Wir haben unser Aufsichtspersonal geschult und weitergebildet. Denn am Ende sind sie die ersten, die die Kinder treffen. Wir müssen eine Willkommenspolitik praktizieren, die alle einlädt und an der Tür beginnt. Dies hat sich teils schon verändert.

Wie fällt ihre Bilanz von Lab Bode aus? Was hat's gebracht?

Lab Bode hat den Diskurs um Vermittlungsarbeit und kulturelle Bildung verändert und maßgeblich vorangetrieben. Es hat ein Bewusstsein dafür geschaffen, dass aktuelle politische und gesellschaftliche Themen angesprochen werden müssen. Und dass langfristige Bildungspartnerschaften zwischen Schulen und Museen sinnvoll und nachhaltig sind.

— Das Gespräch führte Udo Badelt

Mit anderen Augen

Ein Jugendgremium soll die Erkenntnisse, die in dem mehrjährigen Vermittlungsprojekt gewonnen wurden, nachhaltig nutzbar machen

Wenn ihr heute jemand erzählt, Museen seien langweilig, hat Veronika Kosidowski gute Gegenargumente parat. „Ein Museum“, sagt sie, „schafft zum Beispiel eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, wie ein Medium.“ Die 18-Jährige gehört zu den ersten Mitgliedern des neuen Jugendgremiums der Staatlichen Museen zu Berlin. Die Idee zu diesem Beirat entstand 2016 im Rahmen des kulturellen Vermittlungslabors Lab Bode. Dieses mit 5,6 Millionen Euro von der Kulturstiftung des Bundes geförderte Projekt soll die Vermittlungsarbeit in Museen stärken und mehr junge Leute für das Museumswesen begeistern. Zu den neun Partnerschulen aus den verschiedenen Berliner Stadtteilen gehört das Thomas-Mann-Gymnasium in Reinickendorf, wo Veronika Kosidowski im Schuljahr 2019/2020 einen Zusatzkurs zum Thema Museum besuchte.

Von Beginn an war der Kurs darauf ausgelegt, einen Jugendbeirat für die Staatlichen Museen zu Berlin vorzubereiten. Initiiert und begleitet wurde das Projekt von Andrea Günther (siehe Interview auf dieser Seite). „Ziel des Kurses war es, erste Ideen für die Aufgaben und Möglichkeiten eines zukünftigen Jugendbeirats zu entwickeln“, erzählt sie. Um Museen für

junge Menschen interessanter zu machen, müsse man sie in die Gestaltung mit einbeziehen und ihre Forderungen ernst nehmen, so Günther. Im angelsächsischen Raum, etwa im Metropolitan Museum in New York, sei die Jugend stärker in den Museumsbetrieb und den Prozess der Kunstvermittlung eingebunden. Die Kulturstiftung des Bundes fördert die Einrichtung von Jugendbeiräten an drei weiteren Museen in Deutschland.

Im Kurs und während einer Projektwoche untersuchten die Schüler:innen, warum Jugendliche oft wenig Interesse an Museen haben und wie ihre Perspektiven im Museum besser vertreten werden könnten. Dafür schauten sie im Bode-Museum auch hinter die Kulissen und sprachen mit Expert:innen vor Ort. Andrea Günther war wichtig, dass diese Vorarbeit der Schüler:innen nachhaltig genutzt würde, und so bekamen sie die Möglichkeit, über den Kurs hinaus weiter im Gremium mitzuwirken. Veronika Kosidowski blieb dabei und nimmt seitdem jeden zweiten Mittwoch an den Beiratstreffen teil.

Obwohl diese bisher fast alle digital stattfanden, fühlt sie sich wohl in der Gruppe. „Ich treffe dort Leute, die zusammen etwas ändern wollen und ein gemeinsames Ziel haben“, sagt Veronika. Auch

der rege Austausch untereinander gefalle ihr. Zwar sei sie schon immer gerne ins Museum gegangen, erzählt sie, aber ihre Freunde eher nicht. Jetzt kenne sie Leute, die mit ihr hingehen würden. Und falls sie trotzdem mal eine Ausstellung allein besuche, könne sie sich danach in der Gruppe darüber austauschen.

Noch ist das junge Gremium recht aktiv. In der eigenen Podcast-Reihe gehen die Teilnehmer:innen ihrer Beziehung zum Museum auf den Grund. Auf der

Webseite des Gremiums stellen sie konkrete Forderungen wie: „Wir – als Jugendliche – werden ernstgenommen“, „Wir haben Raum und Platz für Aktionen“, „Uns und anderen Jugendlichen wird vertraut“. Vor allem über die sozialen Medien will das Gremium sichtbar werden, etwa bei Instagram, wo sich die Gruppe in einem Musik- und Tanz-Video präsentiert. Auch über Lab Bode hinaus ist ein weiteres Projekt in Arbeit, in Kooperation mit dem Hamburger Bahnhof.



Warum sind die alle nackt?

Mehrere tausend Schülerinnen und Schüler hatten im Rahmen von Lab Bode die Gelegenheit, Kunst anders zu sehen – hier im Projekt „Let's Talk about Sex and Art!“

Foto: Ute Klein

„Youth Lab“, der Name, mit dem sich die Gruppe im Mai vorstellte, wurde noch einmal geändert in „Achtet Alis MB“. Das Anagramm von „Staatliche Museen zu Berlin“ oder kurz „Staatliche MB“ sei ein gendernutraler Name, erklärt Ronia Abra, die auch zum Beirat gehört. Man könne daraus auch „Lisa“ oder „Ilas“ machen. „Die Namen sollen für junge Menschen in Museen stehen“, erzählt sie. „Der Akt des Umstellens war allegorisch für das Hinterfragen, was wir auch in den Museen vorhaben.“ Die 20-Jährige studiert Kunstgeschichte und BWL an der Humboldt-Universität und kam im Oktober 2020 als Letzte in die Gruppe. An der Tätigkeit im Beirat gefällt ihr, dass man einen anderen Insight bekomme. „Es sind auch ältere, noch nicht sehr inklusive Strukturen sichtbar geworden“, sagt sie. Auch verstehe sie nun, warum Entscheidungsprozesse im Museum lange dauern können.

Um mehr junge Leute anzulocken, wünscht sich Ronia Abra in den Museen mehr Interaktion mit ihnen, etwa auf Instagram, damit die Kommunikation nicht so einseitig sei. „Jugendliche“, sagt sie, „sollen ihre Meinung sagen können“. Museen sollten mehr als Foren fungieren. Statt nur zu sammeln und auszustellen, könnten sie zu Treffpunkten werden, in de-

nen Austausch und Dialog stattfinde. Sie findet: „Ein Museum soll Spaß machen!“ Auch Veronika Kosidowski meint, in Museen sollte es etwas entspannter zugehen. „Die Securitys beobachten vor allem junge Leute mit scharfem Blick und kommen sofort, wenn man näher an ein Bild herangeht. Ich weiß ja, dass man nichts anfassen darf. Aber manchmal muss man eben genau hinschauen. Wir machen schon nichts kaputt.“

Das Gremium besteht aktuell aus acht jungen Leuten zwischen 15 und 25 und ist mit nur einem männlichen Mitglied vorwiegend weiblich aufgestellt. In Zukunft sollen aber weitere Mitglieder gewonnen werden, vor allem jüngere Leute.

Veronika Kosidowski hat ihr Abitur mittlerweile erfolgreich bestanden. Die Arbeit im Gremium hat ihr so gut gefallen, dass sie sich für ein Freiwilliges Soziales Jahr im Bereich Kunstvermittlung bei den Staatlichen Museen beworben hat. Welchem Museum sie dann zugeteilt wird, weiß sie noch nicht. Aber sie hat eine klare Präferenz: „Am liebsten“, sagt sie, „würde ich wieder ins Bode-Museum gehen.“ Im Gremium will sie bleiben. Auch Ronia Abra haben ihre Erfahrungen bestärkt, beruflich weiter in Richtung Kunstvermittlung zu gehen. RILANA KUBASSA

RÜCKBLICK UND AUSBLICK *Volontärinnen am Bode-Museum – und das Abschlussprogramm für den Herbst*

Auf der Suche nach dem Museum von Morgen

Lab Bode richtet sich nicht nur an Kinder und Jugendliche, sondern auch an den professionellen Nachwuchs. Das Volontärsprogramm hat klassische Ausstellungsformate aufgebrochen – mit viel Kreativität und unkonventionellen Ideen

VON ERIK WENK

Das Museum neu erfinden und von seinem verstaubten Image befreien – keine einfache Aufgabe, die die 23 Volontärinnen von Lab Bode bewältigen mussten. Doch die Teilnehmerinnen des Volontärsprogramms nahmen die Herausforderung mit viel Kreativität und unkonventionellen Ideen an, um den Museumsbesuch auch für die jüngere Generation wieder zu etwas Relevantem und Spannendem zu machen. „Dass es im Museum Volontariate für Kuratorinnen und Kuratoren gibt, ist gang und gäbe, aber für den Bereich Vermittlung fehlt so etwas bislang in Deutschland“, sagt Lisa Kärcher, die am Volontärsprogramm von teilgenommen hat. „Es gab bislang noch kein Weiterbildungsprogramm, das sich speziell an die Volontärinnen und Volontäre der Bildung und Vermittlung im Museum richtet“, ergänzt Katharina Bühler, die das Volontärsprogramm geleitet hat.

Tatsächlich wurde und wird das Thema Vermittlung bislang sehr stiefmütterlich behandelt: Hauptfokus vieler Museen sind nach wie vor die fachlichen Inhalte und weniger deren zeitgemäße Präsentation. Lab Bode hat daher von 2017 bis 2020 Volontärinnen von 23 Partnermuseen aus der ganzen Bundesrepublik geschult, vernetzt und bei eigenen Schulprojekten in ihren jeweiligen Museen unterstützt. Alle Volontärinnen hatten jeweils 5000 Euro zur Verfügung, um Vermittlungsprojekte vor Ort durchzuführen.

Klimaschutz, Sexismus: Viele der Objekte erzählen auch davon

Für Kärcher war besonders wichtig, wie man die Stimme der Schüler:innen in Museen einbringen kann. Die 33-jährige hatte zuvor unter anderem als Integrationsassistentin in Schulen gearbeitet und interessierte sich daher vor allem für das Thema Inklusion. „Es ist wichtig, im Museum verschiedene Sinne anzusprechen“, sagt sie. „Wenn ich ein Kunstwerk nicht sehen kann, weil ich blind bin, dann brauche ich eine sehr gute Beschreibung oder Modelle, die ich anfassen kann.“ Doch Inklusion fängt viel früher an, nämlich bei der Planung von Museen: Barrierefreie Ausstellungsräume sind leider noch immer keine Selbstverständlichkeit. „Das sind Dinge, die von Anfang an mitgedacht werden müssen und wo Menschen mit Behinderungen mitreden sollten“, findet Kärcher.

In ihrem Hausmuseum, der Kunsthalle Bremen, hat sie mit Schüler:innen ein Trickfilmprojekt durchgeführt: Dazu ließ sie die Schüler:innen Objekte aussuchen, die etwas mit dem Thema „Gemeinschaft“ zu tun hatten, und ließ sie dazu eine Geschichte erzählen. „Da war zum Beispiel ein Bild mit Jesus am Kreuz in einem italienischen Dorf“, sagt Kärcher. „Die Jugendlichen haben überlegt, was dort gerade passieren könnte und haben sich dann eine Abenteuergeschichte dazu ausgedacht.“



Zukunft im Blick. Volontärinnen und Volontäre von 23 Partnermuseen in Deutschland werden das, was sie gelernt haben, an ihre Häuser weitertragen.

Foto: Ute Klein

Für die Schulungs- und Vernetzungstreffen führen die Volontärinnen nach Berlin ins Lab Bode, wo viel über Methodik und Haltung in der Museumsarbeit gesprochen wurde. „Es ist sehr wichtig, zu reflektieren, dass wir alle studiert haben und meist eher ein akademisches Publikum ansprechen“, sagt Nora Hogrefe. Die 33-Jährige hat ebenfalls am Volontärsprogramm teilgenommen und versuchte, ihre Erkenntnisse und Ideen mit ins Brücke-Museum Berlin zu nehmen, wo sie ihr Volontariat durchgeführt hat. „Wir haben uns kritisch mit klassischen Ausstellungsformaten auseinandergesetzt, die für viele Gruppen nicht spannend oder nicht gut zugänglich sind.“

Weg von Frontalunterricht, hin zu Dialog und Teilhabe – so lautet eines der Ziele von Lab Bode. Im Zentrum steht dabei immer wieder die Aufgabe, sich in die Schüler:innen hineinzuversetzen und sich in ihrem Namen die Frage zu stellen: Was haben die Objekte im Museum eigentlich mit mir zu tun? Für Hogrefe eine Herausforderung, da die expressionistischen Kunstwerke des Brücke-Museums auf den ersten Blick nicht viele Anknüpfungspunkte zum Alltag von Jugendlichen haben. Doch über viele Motive lassen sich Verbindungen zu aktuellen Themen wie Klimaschutz, Sexismus oder Ko-

lonialismus herstellen und diskutieren: „Die Brücke-Künstler waren alle männlich, viele Modelle auf den Bildern hängen sind weiblich und nackt“, sagt Hogrefe. Indem man dies problematisiert, könne eine Auseinandersetzung mit den Kunstwerken beginnen.



„Definitiv eine Bereicherung“. Die beiden Volontärinnen Lisa Kärcher (o.) und Nina Hogrefe.

Fotos: privat/Anna Duda

Auch das Museum als Ort selbst wird diskutiert: „Jugendliche interessiert zum Beispiel, wer im Museum sprechen darf und wer nicht“, sagt Lisa Kärcher. Auch, welche Rolle Geld und Kleidung im Museum spielen, wurde angesprochen. Hogrefe widmete sich zudem der Frage, wer eigentlich bestimmt, was wichtig ist und welche Wege durchs Museum genommen werden: In ihrem Schulprojekt ließ sie Grundschüler:innen durch die Ausstellungsräume gehen und sie dabei Kreppband auf den Boden kleben, so dass deren Wege und Interessen sichtbar wurden, die nicht immer deckungsgleich mit dem waren, was die Kurator:innen im Sinn hatten. „Die Kinder sind zum Beispiel gerne zu den großen Fenstern gegangen, weil sie dort den Wald sehen konnten“, sagt Hogrefe. Auch warum welche Bilder angeschaut wurden, wollte Hogrefe von den Kindern wissen: „Sie haben dann zum Beispiel gesagt: Da kommen meine Lieblingsfarben drin vor, oder da ist eine Katze zu sehen.“

Ein anderes Volontariatsprojekt von Lab Bode, das sich mit dem Museum als Raum beschäftigte, war „Bitte folgen“ von Marie Newid in der Berlinischen Galerie: Mit Unterstützung einer Tänzerin und einer Kunstvermittlung konnten sich die Jugendlichen die Ausstellungsräume körperlich und performativ aneignen. „Im Zentrum steht die Frage in Bezug auf die Kunstwerke und den Museumsraum: Wer ist auf welche Weise sichtbar?“, sagt Katharina Bühler. Für Kärcher und Hogrefe war das Programm definitiv eine Bereicherung: „Der Austausch im Lab Bode war wahnsinnig wichtig, man ist mit Menschen aus ganz Deutschland in Kontakt gekommen“, sagt Hogrefe, die heute im Aktiven Museum Berlin tätig ist. Kärcher sieht das ähnlich: „Die Vernetzung untereinander war sehr wertvoll für mich.“ Für sie habe das Programm mit dem Fokus auf die Vermittlung von Museumsobjekten eine wichtige Lücke geschlossen. „Museen haben oft den Ruf, staubtrocken zu sein, aber das müssen sie ja überhaupt nicht sein. Es gibt so viele spannende Objekte zu entdecken“, sagt Kärcher.

Ein anderes Volontariatsprojekt von Lab Bode, das sich mit dem Museum als Raum beschäftigte, war „Bitte folgen“ von Marie Newid in der Berlinischen Galerie: Mit Unterstützung einer Tänzerin und einer Kunstvermittlung konnten sich die Jugendlichen die Ausstellungsräume körperlich und performativ aneignen. „Im Zentrum steht die Frage in Bezug auf die Kunstwerke und den Museumsraum: Wer ist auf welche Weise sichtbar?“, sagt Katharina Bühler.

Für Kärcher und Hogrefe war das Programm definitiv eine Bereicherung: „Der Austausch im Lab Bode war wahnsinnig wichtig, man ist mit Menschen aus ganz Deutschland in Kontakt gekommen“, sagt Hogrefe, die heute im Aktiven Museum Berlin tätig ist. Kärcher sieht das ähnlich: „Die Vernetzung untereinander war sehr wertvoll für mich.“ Für sie habe das Programm mit dem Fokus auf die Vermittlung von Museumsobjekten eine wichtige Lücke geschlossen. „Museen haben oft den Ruf, staubtrocken zu sein, aber das müssen sie ja überhaupt nicht sein. Es gibt so viele spannende Objekte zu entdecken“, sagt Kärcher.

Für Familien gibt es vier Workshops (12. und 19. September), unter anderem zum Thema „Zieh mich neu an! Style-Update für antike Held*innen“. Kinder, Jugendliche und Erwachsene können außerdem bei einer Performance mitmachen, die das Künstlerkollektiv LIGNA entwickelt hat (12. und 19. September). Für die Teilnahme an Workshops und Performances ist eine Onlinebuchung über www.smb-museum/veranstaltungen notwendig. Unabhängig von Lab Bode bieten die Staatlichen Museen laufend Familienworkshops im Haus Bastian gegenüber der Museumsinsel an zu den Themen Glück und Glücksbringer sowie „Ton, Stein ... und Scherben? – wie man Gefäße aus unterschiedlichen Materialien herstellt“. Informationen: www.smb-museum/veranstaltungen/familien. uba

Skulpturen zum Tanzen bringen

Was passiert noch bis Oktober?

Nach einer Laufzeit von fünf Jahren wird das Programm von Lab Bode Mitte Oktober seinen Abschluss finden. Was bis dahin noch zu erleben ist, listet das Museum auf www.lab-bode.de/finale auf. Im Zentrum stehen dabei zwei Ausstellungen: In „Lebewesen, die mal keine Menschen sind“ (bis 10. Oktober) widmet sich die Klasse 6c der Grunewald-Grundschule den Themen Artensterben, Umweltschmutzung und Klimawandel. Die „lab.Bode ausstellung“ (31. August bis 19. September) präsentiert an verschiedenen Stationen im Museum ausgewählte Projekte von Schülern und Schülerinnen aus fünf Jahren. Beide Ausstellungen können nur mit Zeitfensterticket besucht werden (<https://shop.smb.museum>). Ab 11. September ist außerdem in den App Stores das digitale Spiel „Snapture – Bringe Skulpturen in Bewegung“ erhältlich, mit dem man alleine, in der Gruppe oder als Klasse spielerisch das Bode-Museum entdecken kann. Für Lehrkräfte wird eine Fortbildung zu diesem Spiel angeboten (14. September, 15-17 Uhr). Wer es eher analog mag: Im Eingangsbereich liegt die von Schülern und Schülerinnen entwickelte „Bode-Action Map“ aus.

Zwischen 31. August und 8. Oktober besteht außerdem die Möglichkeit für Schulen, an fünf Workshops teilzunehmen. Themen: Museum moves, Eine tierische Ausstellung, Haltung zeigen!, Talking Feet und Let's talk about Sex and Art! Auch



Von Schülern gestaltet. „Lebewesen, die mal keine Menschen sind“.

Foto: Ute Klein

ANZEIGE



Bewegt mit uns das Bode-Museum!

Familiensonntag mit Workshops und Aktionen

12.9. und 19.9.2021 11–17 Uhr

Online-Buchung erforderlich:
smb.museum/veranstaltungen

Das detaillierte Programm findet Ihr unter:
lab-bode.de/finale

Bode-Museum
Am Kupfergraben
10117 Berlin

LAB.BODE

KULTURSTIFTUNG DES BUNDES Staatliche Museen zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

Initiative zur Stärkung der Vermittlungsarbeit in Museen

„Kinder müssen lernen, gut mit sich umzugehen“

Mentale Gesundheit kommt in den Schulen zu kurz, sagt Bettina Hannover. Die Psychologieprofessorin über Ängste und Aufmerksamkeitsübungen

Frau Hannover, in Berlin und Brandenburg startet am Montag das neue Schuljahr. Es wird viel über Luftfilter, Masken und Tests diskutiert, weniger über die seelischen Nöte von Kindern und Jugendlichen. Wie gehen Berliner Schulen mit dem Thema mentale Gesundheit um?

Sehr unterschiedlich. Es gibt Schulen, die das komplett ignorieren. Andere wiederum haben psychische Gesundheit als Aufgabe und ein klares Ziel des sozialen Miteinanders in ihrem Schulprogramm fest verankert. Oft setzen sie auf einfache Techniken. Ich kann ein Beispiel nennen.

Bitte schön!

An manchen Grundschulen ist es weitverbreitet, dass Kinder im Morgenkreis über ihre Sorgen und positive Erlebnisse erzählen. An einigen weiterführenden Schulen werden gezielt Achtsamkeitstrainings in den Unterricht integriert und bestimmte Entspannungstechniken vermittelt, wie autogenes Training oder progressive Muskelrelaxation.



Bettina Hannover ist Professorin an der Freien Universität Berlin und leitet dort den Arbeitsbereich für Schul- und Unterrichtsforschung.

Gibt es Übungen, die man unkompliziert im Klassenzimmer machen kann?

Absolut. Eine simple Aufgabe: Man reicht ein randvoll mit Wasser gefülltes Glas an den Sitznachbar weiter. Kinder lernen dabei, auf innere Signale, auf das Hier und Jetzt zu achten. Stress ist meistens das Gefühl: Es ist zu viel, ich werde überwältigt, weil alles gleichzeitig auf mich einströmt. Achtsamkeit ist genau

das Gegenteil: Man fokussiert sich auf eine Sache und blendet alles andere aus. **Und das hilft wirklich?**

Viele dieser Techniken werden wissenschaftlich evaluiert. Man kann also nachweisen, dass sie positive Effekte haben. Jedes Kind profitiert davon. Und es gibt eine schöne Begleiterscheinung. Schüler merken: Es ist offenbar wichtig, dass es uns auch psychisch gut geht. Dass es nicht nur darum geht, Mathe und Geografie zu lernen, sondern auch, gut mit sich selbst umzugehen.

Wie wertvoll diese Fähigkeit ist, haben wir bei der Olympia in Tokio gesehen.

Das ist ein wunderbares Beispiel. Wir können Leistung nur zeigen, wenn wir mental gesund und ausgeglichen sind.

Inzwischen sprechen Prominente offen über ihre Depressionen. Das war lange ein Tabuthema. Ist das auch ein Problem in unserem Bildungssystem?

Ich würde nicht behaupten, dass mentale Gesundheit an deutschen Schulen weniger behandelt wird als in anderen Ländern. Aber ich stimme auf jeden Fall zu, dass sie vergleichsweise seltener adressiert wird als körperliche Fitness oder akademischer Erfolg. In der Prioritätenliste steht die Psyche noch relativ weit hinten.

Auch das Geld aus dem Aufholprogramm des Berliner Senats soll größtenteils für den Abbau von Lernrückständen ausgegeben werden.

Man sollte die Schulen dringend dazu auffordern, genau zu prüfen, welche zusätzlichen Belastungen sich bei Kindern und Jugendlichen in den vergangenen Monaten entwickelt haben. Für sie ist eine Pandemie noch bedrohlicher als für Erwachsene. Wie geht es weiter? Darf ich meine Freunde je wieder unbeschwert treffen? Ohne Maske einkaufen gehen? All diese Fragen müsste man zum Unterrichtsge-

genstand machen und altersabhängig, in angemessener Form besprechen.

Auch unabhängig von Corona bereitet der erste Schultag vielen Kindern Sorgen. Welche Ängste begleiten sie am häufigsten?

Die Einschulung und der Übergang an eine weiterführende Schule stellen immer eine große Herausforderung dar, mit der Kinder sehr individuell klarkommen. Die meisten haben aber grundsätzlich zwei Ängste. Einerseits den Anforderungen nicht genügen zu können, andererseits sozial nicht integriert zu sein. Beides hängt ursächlich zusammen. Wir wissen, dass Schüler, die ausgegrenzt oder gar gemobbt werden, Schwierigkeiten beim Lernen haben können und umgekehrt: Kinder, die eher geringere Leistung zeigen, haben ein höheres Risiko sozialer Ausgrenzung.

Wie kann man da gegensteuern?

Das ist in der Tat ein großes Problem. Aus meiner Sicht müssten Lehrkräfte noch viel genauer hinschauen und besser qualifiziert werden, um Anzeichen sozialer Ausgrenzung frühzeitig zu erkennen und ein Klima in der Klasse zu schaffen, wo jedes einzelne Kind akzeptiert wird, so, wie es ist.

Bei dem akuten Lehrermangel an Berliner Schulen dürfte das schwierig sein.

Das ist eine Aufgabe für die gesamte Schule. Natürlich macht Corona einiges schwieriger. Die Schulen mussten sich mit Hygienekonzepten auseinandersetzen und konnten damit ihrem Kerngeschäft, der Gestaltung des Unterrichts und des sozialen Miteinanders, weniger intensiv nachgehen. Jetzt, wenn die Kinder wieder jeden Tag im Klassenzimmer sitzen, können Lehrkräfte natürlich viel besser beobachten, wer morgens nicht ausgeschlafen ist, sich nicht konzentrieren kann, sich überfordert fühlt oder von anderen ausgeschlossen wird. Die Chance, dass sie überhaupt die Diagnose



Wenn die Seele leidet. Corona trifft Kinder oft härter als Erwachsene. Experten warnen davor, die psychischen Belastungen in der Schule nicht zu unterschätzen. Foto: Imago/Photothek

stellen: Da ist ein Kind, um das ich mich kümmern muss, ist damit viel größer.

Was sind denn die typischen Warnsignale?

Sie gehen grundsätzlich in zwei Richtungen: Wir sprechen vom internalisierenden oder externalisierenden Problemverhalten. Ersteres meint, dass ein Mensch sich zurückzieht, traurig wirkt, sich nicht mehr beteiligt, für sich sein will und Anzeichen depressiver Verstimmung zeigt. Zu den externalisierenden Symptomen gehören ein gesteigertes, aggressives Verhalten, Ärger und Wutausbrüche.

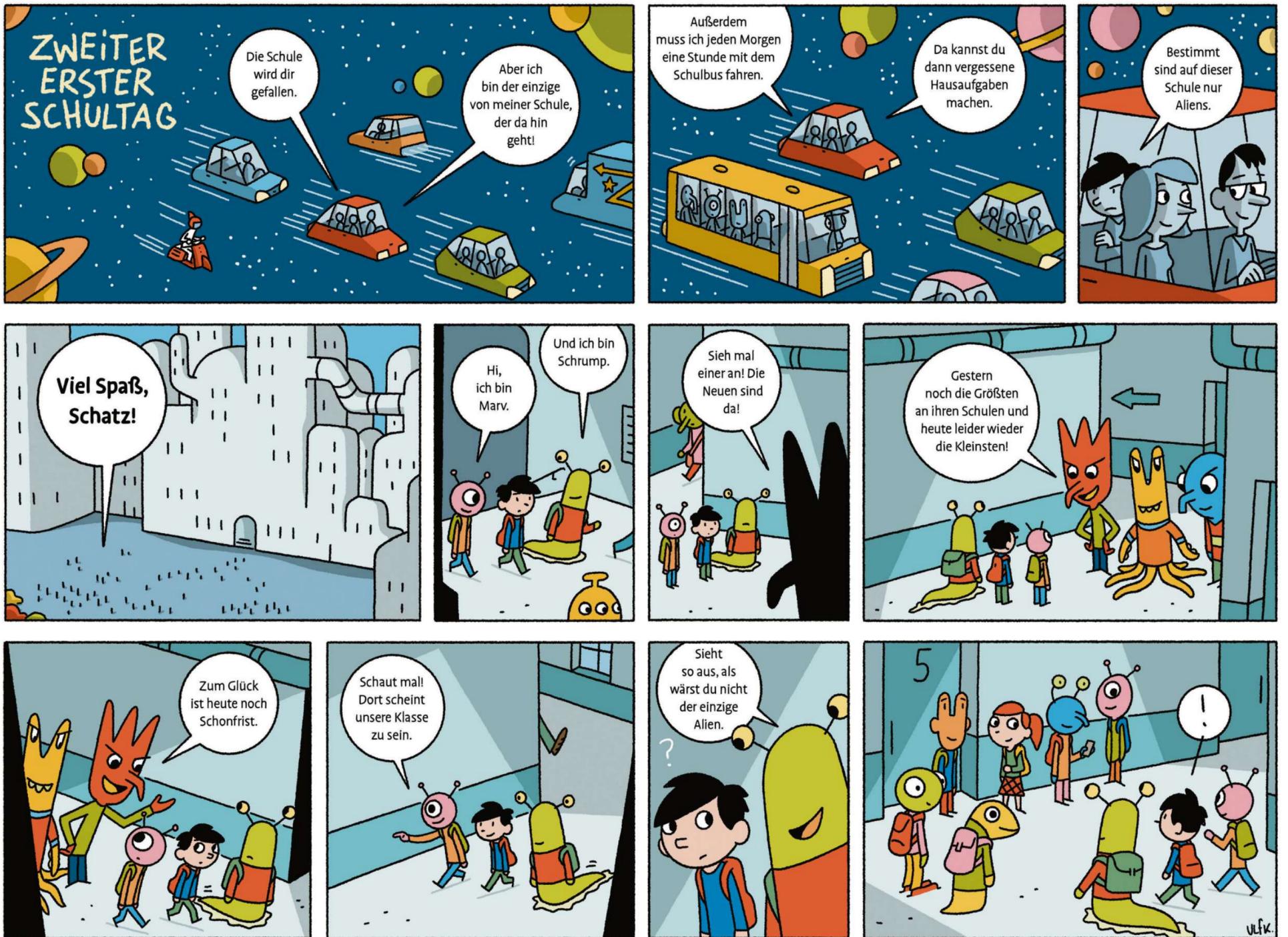
Welche Unterstützung ist sinnvoll?

In beiden Fällen ist es erst mal wichtig, das Problem zu beschreiben: Was ist eigentlich los? Und dann das Gespräch zu suchen. Das Schlimmste ist, wenn ein Kind sich belastet fühlt und den Eindruck hat, dass es niemanden interessiert. Oft unterschätzen wir Kinder und denken, sie könnten darüber gar keine Auskunft geben. Das stimmt nicht. Aber man muss diese Art des Umgangs mit ihnen pflegen und solche Kompetenzen stärken. Nur dann können sie eine Aufmerksamkeit dafür entwickeln, wie es ihnen geht, und darüber sprechfähig werden.

Nun breitet sich die hochansteckende Delta-Variante aus. Im Herbst drohen erneut Schulschließungen. Können Kinder das verkraften?

Das hängt enorm von der häuslichen Situation ab. Benachteiligte Schüler, die am meisten vom Besuch einer Bildungseinrichtung profitieren, wären besonders gefährdet und könnten sich als Spätfolge innerlich von der Schule distanzieren. Wir nennen das Disidentifikation. Wer immer wieder die Erfahrung macht, dass etwas nicht gut funktioniert, schützt sich am besten, indem er sagt: Ist mir egal. Das wäre meine allergrößte Sorge.

— Das Gespräch führte Aleksandra Lebedowicz.



Keine Angst vor Aliens! Der Wechsel auf eine weiterführende Schule ist für Kinder ein harter Einschnitt: Nach sechs Jahren Grundschule gibt es neue Lehrkräfte, neue Klassengemeinschaften und neue Freundschaften. Das ist hart, aber es klappt. Illustration: Kinder- und Jugendbuchverlag Carlsen (Hamburg)